

Jerusalem: Ein Jubiläum als historischer Einschnitt

David, das verhaßte Vorbild

Am 40. Jahrestag ihrer Staatsgründung müssen die Israeli erkennen, daß ihre Politik für die besetzten Gebiete sich nun gegen sie selbst richtet

Von unserem Redaktionsmitglied Josef Joffe

Jerusalem, 22. April

Jerusalem ist in Blau und Weiß gehüllt, die Farben des Staates Israel; ein paar Kilometer weiter, in Bethlelem und Ramallah, hängen schwarze Fahnen von den Telephonmasten – die stummen Symbole der gegenseitigen Verneinung. Die Juden feiern den 40. Jahrestag ihrer nationalen Wiedergeburt unter dem Davidstern; die Palästinenser betrauern ihre Toten im Kampf um einen eigenen Staat – ein jeder für sich und gegen die anderen. Für die Israeli war Donnerstag der *Jom Ha'atzma'ut*, der „Tag der Unabhängigkeit“; für die Palästinenser sollte es der Tag der Molotowcocktails sein, „welche die Triumphbögen eines unabhängigen Staates aufrichten“ – so der metaphorische „Appell Nr. 13 der PLO/Vereinter Oberbefehl für den Aufstand“.

Das engzeilig beschriebene Pamphlet ist „unseren Kämpfern gewidmet, die unter den Füßen der zionistischen Besatzer ein Erdbeben ausgelöst haben“. Die heroische Sprache enthüllt ungewollt den Kern der bald fünf Monate alten *Intifadah* (wörtlich: „Abstreifen“, „Abschütteln“). Denn „Erdbeben“ werden weder geplant noch erzeugt, und so hat der Aufstand im Westjordanland und im Gazastreifen alle überrascht: die Israeli, die das Land 20 Jahre lang mit ein paar hundert Soldaten beherrschen konnten, die PLO, die sich erst im nachhinein an die Spitze der Revolte zu setzen versuchte, und schließlich die Aufständischen selbst. „Niemand hätte das genaue Timing voraussagen können, konzidiert Hana Siniora, der Mann der PLO in Ost-Jerusalem, der *Al Fajr* (Die Morgenröte) herausgibt. „Es war wirklich wundervoll, eine spontane Reaktion“, erinnert sich sein gemäßigt-projordanischer Kollege Osman Hallak, der Chefredakteur von *An Nahar* (Der Tag). Und der israelische Publizist Amos Elon zuckt bloß mit den Schultern: „Die haben plötzlich nicht mehr so viel Angst vor uns.“

„Uns sind die Hände gebunden“

Zum Beispiel die drei Frauen in ihren langen Traditionsgewändern und ihre Kinder am Damaskus-Tor. Ihnen gegenüber stehen etwa 20 Soldaten von der *Mischmar Ha'Gwul*, der elitären Grenzschutztruppe. Die jungen Männer, unter ihnen viele Drusen, sind feldmarschmäßig ausgerüstet – das M-16-Sturmgewehr in der Hand, den Gürtel vollgepackt mit Reservemagazinen. Ihre Mienen spiegeln Drohung und Wachsamkeit zugleich wider, wie nervöse Schäferhunde umkreisen sie die drei Palästinenserinnen. Und doch weichen die nicht zurück. Sie haben sich den jüngsten der Soldaten herausgepickt und über-

häufen ihn mit Beschimpfungen (die arabische Sprache hält da ein überreiches Arsenal bereit), die kruden Zweifel an seiner Männlichkeit und der Tugend seiner Mutter hervorrufen sollen. Der Junge spannt sich zum Sprung an, die Älteren halten ihn zurück – eine kleine, fast unbedeutende Szene, die doch die realen Machtverhältnisse aufs schärfste umreißt. „Unser Selbstvertrauen“, so das PLO-Sprachrohr Siniora, „wächst jeden Tag.“

Einen konkreten Grund für die verblüffende Entwertung militärischer Macht nennt Major B., der sich im Verteidigungsministerium mit den besetzten Gebieten beschäftigt. „Uns sind die Hände gebunden, und das haben die Palästinenser sozusagen auf experimentellem Weg, durch die tagtägliche Konfrontation, gelernt. Unsere Soldaten sind zum Beispiel verpflichtet, die örtlichen Sitten zu respektieren. Das heißt: Kein Mann darf eine arabische Frau anrühren, geschweige denn sie durchsuchen. Wer in einer unklaren Situation schießt, muß sich auf eine Untersuchung gefaßt machen; die meisten Toten gab es, wenn ein Soldat umzingelt war und sich den Weg freischießen mußte. Bis in die siebziger Jahre haben wir ohne Aufhebens Hunderte deportiert; heute schaltet sich das Oberste Gericht ein.“

Der israelische Militärexperte Ze'ev Schiff ver-

gleicht die *Intifadah* mit der arabischen Revolte von 1936 bis 1939 gegen die Briten. „Die Engländer haben damals 30 000 Häuser gesprengt, Unzählige deportiert, an die hundert exekutiert und wahllos die Orangenhaine vernichtet. Mit derlei Methoden könnte Israel den Aufstand heute in zehn Tagen beenden, doch das können und wollen wir nicht. Dann wären wir nämlich nicht mehr Israel.“ Was aber ist Israel heute – nach 40 Jahren?

Der Talmud lehrt im Blick auf den 40 Jahre währenden Auszug aus Ägypten: „40 Jahre ist das Alter des Verstehens.“ Die meisten Israeli – von ganz links bis halbrechts – verstehen heute, daß der Status quo zerbrochen ist, daß auch nach der Niederwerfung der *Intifadah* die alten Regeln nicht mehr gelten werden. Die Palästinenser haben gelernt, daß weder das Polittheater noch der Terror der PLO in den siebziger Jahren den Griff der Israeli hat lockern können – geschweige denn, daß dies den arabischen Nachbarregimen gelungen wäre, die vorgaben, im Namen „Palästina“ zu kämpfen. Dafür haben die Palästinenser in eigener Schule die schwachen Stellen der Starke aufgespürt: daß Steine und Benzinbomben, daß Frauen und Jugendliche in der vordersten Linie den Mächtigen die Macht rauben – so diese,

wie die Israeli, sich selber Grenzen setzen. „Wir, die wenigen gegen die vielen, haben früher stets gesiegt, weil wir im Recht und deshalb stark waren“, warnt der israelische Schriftsteller A. B. Yehoshua. Freilich reklamieren die Palästinenser heute das gleiche Recht, das vor 40 Jahren die Befreiungsbewegung des jüdischen Volkes forderte. „Die Palästinenser sehen, daß jeder afrikanische Stamm seinen eigenen Staat bekommen hat. Warum sollen wir ihnen dann ihre eigene Flagge verweigern?“ Auch Sylvie, die religiöse Siedlerin aus Ofra, eine halbe Fahrstunde von Jerusalem, ahnt, daß die Gewißheiten von gestern nicht mehr zählen: „Wir müssen mit den Palästinensern reden.“

Mit den Palästinensern – nicht bloß mit Jordanern und Ägyptern, die über einen eigenen Staat verfügen. Von Golda Meir, der sozialistischen Ministerpräsidentin während des Sechs-Tage-Krieges, wird der Satz überliefert: „Es gibt kein palästinensisches Volk.“ Damit mag sie damals rechtgehabt haben. Die Ironie (oder List?) der Geschichte aber ist es, daß sich die Israeli ihre Palästinenser gleichsam selbst geschaffen haben – weshalb vielleicht die beste Militärtaktik (die Israeli haben inzwischen auch im Straßenkampf dazugelernt) an die gleichen Grenzen stoßen wird

wie im Krieg der Briten gegen die jüdische Nationalbewegung in den vierziger Jahren.

„Die Israeli können die Flammen austreten“, sagt der *An Nahar*-Herausgeber Osman Hallak, „aber die Glut wird bleiben.“ Die Metapher mag nicht mehr ganz frisch sein, doch die Lage, die sie umschreibt, ist revolutionär im ursprünglichen Sinne des Wortes: Die Westbank und Gaza beherbergen nicht mehr die gleiche Gesellschaft wie vor 20 Jahren, und die Umwälzung – ein Modernisierungsschub sondergleichen – verdanken die Palästinenser hauptsächlich den Besatzern.

Jakuub Ziadeh, 49 Jahre alt, Palästinenser, ist ein Geologe, der nach langen Jahren der Wanderschaft durch die Ölfelder der Welt, von Kuwait bis Calgary, in seine Heimatstadt Bir Zeit zurückgekehrt ist, wo er an der Universität sein Zweitfach Chemie unterrichtet. Die Landschaft – die schroffen Kanten der Kalksteinberge, die Olivenhaine, die rostbraune Erde – hat sich seit biblischen Zeiten kaum verändert, die traditionsverhaftete Gesellschaft aber ist seit 20 Jahren im Zustand der Auflösung und Neuformung. „Mein Vater ist unter türkischer, ich bin unter jordanischer Herrschaft aufgewachsen, und wir beide haben gelernt zu gehorchen. Die Moschee, die Kirche, der Effendi, ja jeder ältere Mann waren damals Felsen der Autorität. Doch die israelische Besetzung hat die alte Ordnung zerstört. Woran also sollen die Jungen sich halten? Die Steinwerfer von heute waren Rebellen vom ersten Tag an.“

Und deshalb irrt wohl Rafael („Rafal“) Eitan, Generalstabschef von 1978 bis 1983 und heute eine Ein-Mann-Partei im Parlament, wenn er im Restaurant der Knesseth (dem eigentlichen Zentrum der israelischen Demokratie) dem Besucher sein schlichtes Rezept zur Niederschlagung des Aufstandes verrät: „Die arabische Gesellschaft ist eine patriarchalische, wo der Dorf-, der Fami-

lienälteste die volle Kontrolle besitzt. Willst du den rebellierenden Sohn stoppen, mußt du nur den Vater bestrafen.“ Die Antwort von Jakuub Ziadeh: „Das ist vorbei. Mein Elfjähriger ist gegen meinen Befehl auf die Straße gegangen. Er hat mir nur versprochen, sich nicht direkt mit den Soldaten anzulegen, weil er noch nicht so schnell rennen kann.“

„Große Ereignisse der Geschichte“, notierte der britische Nationalökonom John Maynard Keynes, „entspringen oft dem langfristigen Wandel im Bevölkerungswachstum und anderen wirtschaftlichen Grundursachen, die sich, weil sie nur langsam wirken, dem Auge des zeitgenössischen Beobachters entziehen.“ Die größte Ironie ist, daß alles, was die Israeli seit 1967 für die besetzten Gebiete getan haben, sich irgendwann gegen sie kehren mußte. Zum Beispiel die wirtschaftliche Integration in ihre, Israels eigene Wachstums-wirtschaft: Die Folge waren eine Vervielfachung des Sozialprodukts, die Gründung von 1600 Industrie- und Handwerksbetrieben allein auf der Westbank, der Anstieg der Gemüseproduktion dort von null auf 180 000 Tonnen im Jahr, viermal soviel Autos im Privatbesitz (40 000). Derlei Zahlen signalisieren die untergründigen Verwerfungen, die das „Erdbeben“ auslösen mußten.

„Die Leute hier hatten plötzlich bessere Häuser, bessere Geschäfte und manchmal so viel Geld wie die Nashashibis“, resümiert Mubarak Awak, der Leiter des „Palästinensischen Forschungszentrums für gewaltlosen Widerstand“. Will sagen: Sie konnten sich von den wirtschaftlichen (und damit politischen) Abhängigkeiten lösen, die sie einst an die alten, den Jordanern und dem Status quo verpflichteten Familien banden. Hinzu kamen die rund 120 000 Arbeiter, die Tag für Tag auf den Bau oder in die Fabriken Israels fuhren, um dort das Sozialprodukt zu mehren. Hier begegneten sie dem „Mythos des unbesiegbaren Israeli“ in seiner lapidaren zivilen Existenz: mit all seinen normalen menschlichen Schwächen und Makeln. Der „Moloch Israel“ entpuppte sich als demokratische Gesellschaft, in der man untereinander stritt und haderte – und dabei den Palästinensern und vor allem deren Kindern täglichen Anschauungsunterricht lieferte: über autonomes Handeln, den freien Umgang zwischen Generationen und Geschlechtern, über politische Organisation.

Aber da war andererseits eine entwurzelte Landbevölkerung – das klassische Reservoir aller Revolutionen im 20. Jahrhundert. Es fehlte nur noch eine entfremdete Intelligenz als kritische Masse – und dieses Potential haben sich die Israeli ebenfalls selbst zu verdanken. Unter jordanischer Herrschaft gab es keine Universität in den Gebieten, heute sind es fünf: die ungewollten Kaderschmieden der *Intifadah*. „Jede Universität“, sagt Mubarak Awak (und die Israeli geben ihm recht), „ist ein Ort der politischen Schulung.“ Und mehr: die Produktionsstätte für Tausende von arbeitslosen Akademikern, die keinen Platz in der neuen Ordnung gefunden haben – weder in Israel, wo man sie nicht wollte, noch in der halbindustriellen Wirtschaft jenseits der „grünen Linie“, wo man sie nicht brauchte. Als die Militärbehörden die Universitäten im Dezember dichtmachten, war es zu spät, wurde die Lage nur noch explosiver. „Was machen Menschen, die sich langweilen?“, fragt Professor Ziadeh von der Bir-

Quelle

Datum

Zeit-Universität. „Sie werfen Steine, verfassen revolutionäre Manifeste und organisieren sich im Untergrund. Die Kids hier haben nichts zu verlieren.“

In ihren Jeans und Nike-Schuhen sehen sie aus wie junge Israeli – und handeln auch so. Und das mag erklären, warum die Gleichaltrigen in israelischer Uniform verwirrt sind und gar vereinzelt den Dienst in den Gebieten verweigern. „Da ist schlicht ein Imitationseffekt am Werk“, notiert Professor Yehoshafat Harkabi, PLO-Experte, General a. D. und der große alte Mann der israelischen Strategieforschung. „Die arabische Gesellschaft wurde früher durch schwache soziale Bindungen gekennzeichnet; heute sind Zusammenarbeit und Selbstaufopferung keine Fremdwörter mehr.“ Der Komponist Mohammed Kod arbeitet gerade an einem Stück, das die Sache in der Kindersprache des Handpuppentheaters ausdrückt: „Es handelt von Seeräubern, die in einem kleinen Ort am Meer landen, wo sie dann die Einwohner drangsaliieren. Es endet mit dem Tod eines alten Mannes, der das Schiff unter Preisgabe seines eigenen Lebens in Brand steckt. Seine letzten Worte sind: ‚Ich tue dies, damit ihr nicht mehr andere Dörfer angreifen könnt.‘“

„Die Palästinenser benutzen sogar die gleichen Slogans wie die alten zionistischen Siedler“, sagt Matti Steinberg, PLO-Experte an der Hebräischen Universität. „Wir haben damals von ‚David gegen Goliath‘ gesprochen; das kehren sie jetzt gegen uns. Wir betrachteten uns als *medinah ba derech*, als ein ‚Staat im Werden‘; den gleichen Begriff verwenden sie jetzt auf arabisch.“ Nachdenklich fügt er hinzu: „Heute, nach 40 Jahren, beneiden wir wohl unbewußt die Palästinenser um ihre nationale Einheit – was die Konfrontation nicht gerade leichter macht.“ Die jüdischen Siedler haben damals als erste Front der Verteidigung Nachtwachen in ihren Dörfern und Kibbuzim organisiert, um sich gegen herannahende britische Suchtrupps zu wappnen. Jakuub Zia-deh, der sanfte, apolitische Professor aus Bir Zeit berichtet: „Zum erstenmal fühle ich mich als Teil einer politisch organisierten Einheit, und die anderen fühlen ähnlich. Die Leute hier haben sich in Bürgerkomitees zusammengeschlossen, um nachts die Straßen mit Felsbrocken zu sperren und die Patrouillen zu organisieren. Jede Familie pflanzt Gemüse im Garten, um wirtschaftlich autark zu sein, aber wir haben auch endlich gelernt, miteinander zu teilen.“ Es ist nicht das erste Mal in der Geschichte, daß Feinde einander die Beispiele liefern.

Ein Ventil geschlossen

Die *Intifadah* ist aber auch eine Spätfolge des Libanonkrieges von 1982, den Israel seinerzeit begonnen hatte, um die PLO aus ihrem Quasi-Staat zwischen Sidon und West-Beirut zu vertreiben. Dies hat die Armee geschafft, aber dafür handelt sie sich nun Steine und Molotow-Cocktails in den besetzten Gebieten ein. „Gerade weil die PLO in alle Winde zerstreut wurde – von Bagdad bis Tunis –, verlagerte sich das Gewicht politisch relevanter Aktivitäten auf die Westbank und nach Gaza“, erklärt Matti Steinberg. „Je schwächer die PLO draußen, desto stärker sind die Palästinenser hier“, lautet die Gleichung, die Mubarak Awak in Ost-Jerusalem aufstellt.

Der Libanonkrieg war zwar das Ende jeglicher militärischen Option auf seiten der PLO, aber gerade deshalb mußten sich die Palästinenser auf sich selbst und auf Steine und Streiks verlassen. Zwar hat die PLO ihre Leute in Gaza (wie etwa Faez Abu Rachme) und in Ost-Jerusalem (wie etwa Hana Siniora und Sari Nusseibeh); die aber agieren eher als Sprecher und Verbindungsglieder. „Solche Leute“, sagt ein israelischer Offizier, „haben keine Autorität ‚im Feld‘; sie kennen die Aktivisten auch kaum.“ (Die Israeli auch nicht, was einen konzentrierten Schlag gegen das Zentrum des Aufstandes nicht gerade erleichtert.)

Den Golfkrieg seit 1980 haben die Israeli ebenfalls als Segen betrachtet, weil er die Kräfte des Iraks und die Aufmerksamkeit der anderen Araber gen Osten lenkte. Nur: Der Golfkrieg sowie der Rückgang der Öleinnahmen haben auch ein Sicherheitsventil geschlossen. Arbeitslose Akademiker konnten in der Golfregion keinen Unterschlupf mehr finden; sie blieben zu Hause und nährten dort das Aufbegehren. Schließlich das demokratische Experiment, das die Israeli 1976 veranstalteten, als sie, im Gegensatz zu den Haschemiten-Herrschern, wirklich freie Wahlen zuließen. Das Ziel mag damals gewesen sein, einer neuen Führung den Weg zu bahnen, Palästinenser an die Macht zu bringen, die weder nach Amman noch nach Beirut blickten, Leute, mit denen man sich arrangieren könnte. Freilich war das Gegenteil der Fall: Das alte jordanienhörige Regime wurde davongefegt; die neuen Bürgermeister waren fast allesamt stillschweigende Exekutivorgane der PLO.

Die Völker trennen sich

Wie aber soll es weitergehen? Darüber machen sich nur wenige unter den Palästinensern Gedanken. „Wir brauchen keine Strategie, *we just want to enjoy ourselves*, wir wollen uns begeistern“, sagen die einen. „Irgend etwas muß sich ändern. Was? Das weiß ich nicht“, sagen die anderen. Wollen sie einen PLO-Staat? „Arafat wird sicher der Gründervater sein, aber danach?“ Der Mann, ein nicht mehr ganz junger Intellektueller, zuckt bloß mit den Schultern, während die untergehende Sonne die Kalksteinberge und Olivenbäume in ein goldenes Licht von täuschender Friedlichkeit taucht.

Es ist Ermüdung eingetreten. Am „Tag der Molotow-Cocktails“ den der „Vereinte Oberbefehl für den Aufstand“ für die israelischen 40-Jahr-Feiern am Donnerstag proklamiert hatte, herrschte relative Ruhe – ein Palästinenser wurde erschossen. Das „zionistische Gebilde“ (ein klassischer PLO-Ausdruck, der keinem Israeli Vertrauen einflößt, weil er die Zerstörung ihres Staates impliziert) hatte die Gebiete abgeriegelt, den Medien den Zutritt verwehrt und insgesamt 400 000 Einwohner mit einem Ausgehverbot belegt. Ohne Kameras keine Revolution? Ein ungewollter Sieg ist es doch. Heute ist das Land de facto wieder in zwei Teile zerfallen. Nach Ost-Jerusalem gehen nur noch die Touristen, in die Westbank nur noch die Siedler. Die „grüne Linie“, aus israelischen Schulbüchern längst getilgt, ist wieder Wirklichkeit. Die Völker trennen sich; von „Groß-Israel“ oder „Groß-Palästina“ (von Hebron nach Haifa) können nur noch die Extremisten auf beiden Seiten träumen.

Ein weiterer Bericht – über die innerisraelische Debatte – folgt.

3

3